

Josef KREINER (Herausgeber): *Deutschland – Japan. Historische Kontakte*. Bonn: Bouvier Verlag Herbert Grundmann 1984 (Studium Universale Band 3). 48 DM

Die in diesem Band vereinigten Beiträge beruhen auf einer Vortragsserie an der Universität Bonn im Sommersemester 1983. In einer Zeit, da Europa sich auf die Suche nach den geistig-historischen Voraussetzungen der japanischen Wirtschaftserfolge begibt, könne, so der Herausgeber, „ein Blick auf frühere Einschätzungen und Verhältnisse wertvolle Erkenntnisse bringen und vielleicht Fehlentwicklungen vermeiden helfen“. Er hält daher eine interdisziplinäre Forschung, besonders von Japanologen und Historikern, für unerlässlich. Diese Einsicht kommt spät, wenn auch nicht zu spät. Hatte die Japanologie, die während des „Dritten Reiches“ in den meisten Fällen allzu beflissen die deutsch-japanische Schicksalsgemeinschaft der Helden und Unterprivilegierten propagiert hatte und dadurch kompromittiert war, sich nach dem Zweiten Weltkrieg hauptsächlich als Literatur- und Sprachwissenschaft des vormodernen Japans verstanden, so waren die Historiker immer noch auf die „Geschichte der germanisch-romanischen Völker“ im Sinne Leopold von Ranke konzentriert. Erst in den letzten Jahren zeigten sich in beiden Disziplinen zaghafte Ansätze zu einer Kursänderung.

Dem Vorwort des Herausgebers zufolge wurde versucht, „stets zu den Originalquellen zurückzugehen“. Um so mehr überrascht die Tatsache, daß die Autoren – und zwar auch die Japanologen unter ihnen – ihren Untersuchungen kaum dokumentarisches Material in japanischer Sprache zugrunde legen. Fast alle Probleme werden dadurch nur aus deutscher Sicht beleuchtet. Außerdem hätte der Herausgeber die in sich abgeschlossenen Beiträge, die notwendigerweise einzelne Mosaiksteinchen bleiben mußten, resümieren und in den Gesamtzusammenhang der historischen Beziehungen zwischen Japan und Deutschland einordnen sollen. Nur eine solche klare Bestandsaufnahme hätte künftiger Forschung den Weg weisen können.

Josef Kreiner behandelt in seinem Aufsatz „die frühen Jahrhunderte“, d.h. die deutsch-japanischen Kontakte in der Tokugawa- und der frühen Meijizeit. Es ist wohlthuend, daß er sich dabei auch anderen Personen als den herausragenden Pionieren Kämpfer und Siebold widmet. Die meisten Deutschen kamen in der Edo-Zeit im Dienste der Holländer, die ja streng genommen bis 1648 Angehörige des Deutschen Reiches waren, nach Japan. Ihre Berichte prägten damals gemeinsam mit denen anderer Reisender das Japanbild Mitteleuropas, das jedoch nicht einheitlich war und zwischen Bewunderung für eine hochentwickelte eigenständige Kultur einerseits und der Vorstellung von einem grausamen, abergläubischen sowie (schon damals!) bloß „nachahmenden“ Volk andererseits schwankte. Nach der Öffnung Japans im 19. Jahrhundert verstärkte sich das Interesse Europas, ohne daß sich die Einstellung wesentlich änderte. Wie wenig Deutschland – im Gegensatz zu hartnäckigen romantischen Klischeevorstellungen – das fernöstliche Land als gleichwertigen oder auch nur als förderungswürdigen künftigen Partner ansah, wird nicht nur durch die „ungleichen Verträge“ deutlich, sondern auch durch die von Kreiner behandelte Tatsache, daß das junge deutsche Kaiserreich zeitweise die Idee verfolgte, Kolonialbesitz in Hokkaidô oder Okinawa zu „erwerben“. Gleichzeitig aber machten sich ein starkes Interesse an japanischer Kunst und deren Einflüsse in Europa bemerkbar. Japan wurde nicht nur das – allerdings stark verfälschte – Thema von Oper und Operette, sondern auch von Schweizer Fastnachtsspielen (dazu der Beitrag von Verena Blümmel).

Heinz Vianden (*Deutsche Ärzte im Japan der Meiji-Zeit*) zeigt am Beispiel der Medizin, die auf tief verwurzelte chinesische Lehren traf, wie sehr die europäische Wissenschaft mit alten Vorstellungen zu konkurrieren hatte. (Für die Tokugawa-Zeit s. den englischsprachigen Beitrag von Grant K. Goodman: *Dutch Studies in Japan Reexamined*). Die Medizin war zweifellos eines der Gebiete, auf denen Deutschland am meisten zur Modernisierung Japans beigetragen hat. Leider finden die anderen Leistungen, zu denen vor allem der Aufbau einer Armee und das Staatsrecht gehörten, in dem vorliegenden Werk keine Behandlung.

Regine Mathias-Pauer kommt in ihrer Untersuchung (*Deutsche Meinungen zu Japan – Von der Reichsgründung bis zum Dritten Reich*) zu dem Ergebnis, daß die Ansichten der Meiji-Deutschen bis heute weitgehend das deutsche Japanbild bestimmten. Schwierigkeiten habe vor allem eine plausible Erklärung für die gelungene Industrialisierung bereitet, die nach verbreiteter Vorstellung nur christlich-abendländischem Denken hätte entspringen können. Man behalf sich daher mit dem Urteil, die Modernisierung sei nur Fassade, und hinter der dünnen Tünche existierten Mittelalter und feudalistische Lebensformen weiter. Die Japaner wurden außerdem als bloße „Nachahmer“ geächtet, und so war auch Hitler mit seiner Ansicht vom lediglich „kulturtragenden“ aber nicht „kulturschöpferischen“ Volk (dazu der Beitrag von E. Friese) keineswegs originell, sondern lag durchaus „im Trend“. Höflichkeit und Selbstbeherrschung, so zeigt R. Mathias-Pauer weiter, wurden seit der Meiji-Zeit oft als Heuchelei und Gefühlslosigkeit fehlinterpretiert. Auch positive Eigenschaften aber wurden den Japanern zugesprochen z.B. Fleiß, Lernwilligkeit, Sauberkeit und Patriotismus. In der frühen Meiji-Zeit war von einer geistigen Verwandtschaft Japans mit Deutschland aber noch nicht die Rede gewesen. Erst seit dem Sieg der Japaner über China 1894/95 zeigten die Deutschen einen großen Stolz auf die gelehrigen Schüler, die „Preußen Ostasiens“.

Unverständlich bleibt leider, warum die Autorin von „striktter Neutralität“ Deutschlands im russisch-japanischen Krieg 1904/05 spricht. Immerhin hatte Deutschland der Baltischen Flotte durch Kohlelieferungen erst den Weg um die halbe Welt ins ostasiatische Kriegsgebiet ermöglicht, und zwar nicht mit dem Ziel, den Japanern die Russen ans Messer zu liefern. Außerdem versuchte Wilhelm II. im Jahre 1905 mit dem Vertrag von Björkö ein Bündnis mit Zar Nikolaus II. zu schließen. Dieses sollte zwar auf eine Beistandspflicht in Europa beschränkt werden und kam ohnehin nicht zustande, wurde von den Japanern aber als stillschweigende Garantie zur Entlastung Rußlands angesehen und war schließlich sogar eines von Tōkyōs Motiven für den Abschluß des Antikominternpakts von 1936, mit dessen Hilfe Berlin von Moskau getrennt werden sollte.

Erich Pauer (*Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Japan und Deutschland 1900–1945*) sieht historische Parallelen zu den Schwierigkeiten im deutsch-japanischen Handel der Gegenwart: Seit der Meiji-Zeit hätten die meisten deutschen Kaufleute und Firmenvertreter wenig Verständnis für japanische Verhältnisse und Bedingungen aufgebracht und nur geringe Kenntnisse der japanischen Sprache und Kultur besessen. In der Zwischenkriegszeit hätte es dann an Anpassungsfähigkeit nicht nur auf dem japanischen Markt sondern auch auf den umstrittenen internationalen Märkten gefehlt, wo die Konkurrenz Japans schmerzhaft spürbar geworden war. Gelungen ist Pauer der Nachweis, daß auch in der Zeit der Annäherung und des Kriegsbündnisses während des „Dritten Reiches“ die Handelsbeziehungen mehr durch Rivalität als durch Kooperation geprägt waren, und daß Deutschland unter Schikanen in der von Japan besetzten Mandschurei und anderen Teilen Chinas sowie Südasiens zu leiden hatte. Pauer: „Von einer Völker-

freundschaft ist da keine Spur, das ist purer Mythos.“ Die Konsequenz aus der Notwendigkeit, auf wirtschaftlichem und technischem Gebiet eng zusammenzuarbeiten, wurde erst gezogen, als es zu spät war, nämlich mit einem Abkommen Anfang 1945, als nicht einmal mehr Blockadebrecher eingesetzt werden konnten, sondern höchstens noch U-Boote.

Peter Pantzer (Deutschland und Japan vom Ersten Weltkrieg bis zum Austritt aus dem Völkerbund (1914–1933)) widmet sich der Zeit der Kriegsgegnerschaft und der schnellen Normalisierung der Beziehungen in Weimarer Zeit. Leider läßt der Autor jegliche eigenständige Leistung vermissen und faßt hauptsächlich die deutsch- und englisch-sprachigen Ergebnisse von Kollegen zusammen, darunter für die Zeit des Ersten Weltkrieges das wichtige Werk von Hayashima Akira (*Die Illusion des Sonderfriedens*. München 1982. S. meine Rez. in NOAG 134). Völlig unverständlich ist, wie er von einer „schlagartigen“ Richtungsänderung und einem „Reigen der wechselseitigen Liebesumarmungen“ beim Regierungsantritt der Nationalsozialisten sprechen kann. Er ignoriert damit gesicherte Erkenntnisse der Forschung, wonach 1933 eben kein Wendepunkt in den deutsch-japanischen Beziehungen war. Die Annäherung begann erst ca. 1935 in einem sehr langsamen und schmerzhaften Prozeß. Leider bleiben die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts weiterhin ein weißer Fleck in den Studien zu den deutsch-japanischen Beziehungen. Wie der Rezensent kürzlich erfuhr, macht sich gerade – ausgerechnet im fernen Australien – ein Doktorand an die Aufarbeitung, leider ohne japanische Sprachkenntnisse. Die Kulturbeziehungen in diesem Zeitraum hat Eberhard Friese in seinem Artikel mit abgehandelt, der den ebenso bescheidenen wie irreführenden Titel „Das deutsche Japanbild 1944“ trägt.

Die politisch-militärische Verbindung zwischen Japan und Deutschland zur Zeit des Nationalsozialismus findet keine übersichtartige Abhandlung, sondern Einzelaspekte werden von mehreren Autoren untersucht. Ein Beitrag von Bernd Martin (Zur Tauglichkeit eines übergreifenden Faschismus-Begriffs. Ein Vergleich zwischen Japan, Italien und Deutschland) war bereits an anderer Stelle erschienen und wurde daher nicht aufgenommen. Es ist besonders bedauerlich, daß die Einflüsse Deutschlands auf Japans wirtschaftliche und politische Struktur (seit der Meiji-Zeit nun zum zweiten Mal) nicht behandelt wurden: Ludendorffsche Kriegsmobilisierung, Rationalisierungsmaßnahmen der Weimarer Zeit, staatliche Wirtschaftsplanung und -kontrolle sowie die Errichtung einer Einparteiherrschaft durch die Nationalsozialisten wurden von weiten Kreisen in Japan – sowohl von Militärs wie von Zivilisten, so z. B. von Kishi Nobusuke, der nach dem Krieg sogar zum Premierminister aufsteigen sollte – als vorbildlich angesehen und führten nicht nur zu Industriegesetzen, vor allem dem Mobilisierungsgesetz von 1938, und zur Auflösung der Parteien 1940, sondern es ließe sich auch ein roter Faden bis zur Errichtung des heute so mächtigen Ministry of International Trade and Industry (MITI) verfolgen: Eine Forschungslücke, so groß wie ein Scheunentor – ein verschenktes Thema.

Der Artikel von John W.M. Chapman (Japan and German Naval Policy, 1919–1945) bietet von allen Beiträgen wohl die meisten neuen Einsichten. Der Autor zeigt, daß Japans Marine nach dem Ersten Weltkrieg stark von deutscher Technologie profitierte, so z. B. beim Bau von U-Booten und dem Einsatz von Katapultflugzeugen. Nach dem Ende der Allianz mit England im Jahre 1923 wurden sogar mehr Marineoffiziere zu Studien nach Deutschland als in irgendein anderes Land der Welt entsandt. Während der Zeit des Nationalsozialismus ergab sich dann die Situation, daß auf japanischer Seite die Armee, auf deutscher Seite aber die auf globale Kriegsführung drängende Marine auf eine militärische Verbindung beider Länder drängten. Chapman weist jedoch nach, daß der Einsatz der deutschen Marine während des Zweiten Weltkrieges in Asien wenig Unterstützung

von japanischer Seite fand und von den Japanern eher behindert wurde, die ihre „Sphäre“ eifersüchtig abzuschotten suchten. Leider zitiert der Autor seine Dokumente häufig so ungenau, daß der Leser erraten muß, in welchem Archiv sie sich eigentlich befinden. Außerdem verzichtet auch er fast völlig auf die Verwendung japanischer Quellen, die ihm eine Kontrolle der in dem deutschen Material enthaltenen Aussagen sowie Korrekturen und Ergänzungen erst ermöglicht hätten. Nur ein vermeidbarer Fehler sei hier erwähnt: Die Ansicht, Admiral Yamamoto Isoroku, der Star unter Japans Marineoffizieren, sei 1935 einem Treffen mit Ribbentrop in Berlin ausgewichen, ist schlichtweg falsch. Das läßt sich nicht etwa nur mit versteckten und verstaubten Dokumenten beweisen, sondern mit den in Buchform veröffentlichten Memoiren des damaligen Botschafters in Berlin, Mushanokôji Kintomo. Außerdem hätte der Autor die radikale pro-deutsche Fraktion unter den mittleren japanischen Marinedienstgraden herausarbeiten müssen, die in den entscheidenden Jahren 1940/41 die wichtigsten Posten einnahmen. Die Erwähnung von Deutschland-Schwärmern wie den Admiralen Katô Kanji und Suetsugu Nobumasa genügt hier nicht: Der eine war bereits 1939 verstorben, der andere 1937 aus dem aktiven Dienst ausgeschieden.

Eberhard Friese weist in seinem Beitrag nach, wie quälend und widerspruchsvoll die deutsch japanische Annäherung und Zusammenarbeit während des „Dritten Reiches“ waren. Von den Rassenvorurteilen der Nationalsozialisten waren die Japaner ursprünglich keineswegs ausgenommen, wie besonders die unter Diskriminierung leidenden Abkömmlinge aus deutsch-japanischen Ehen erfahren mußten. Erst mit der politischen Annäherung, d. h. ab ca. 1936, wurden die Gemeinsamkeiten von offizieller Seite betont und wurden deutsch-japanische Vereinigungen als Erfüllungsgehilfinnen der Politik mißbraucht. Wie widersinnig die Verbindung von Berlin und Tôkyô war, wurde geradezu symbolhaft durch einen Aufsatzwettbewerb im Jahre 1944 über die „Gemeinsamkeiten des deutsch-japanischen Kampfes gegen die USA“ deutlich: Der beste Beitrag zum Thema konnte nicht prämiert werden, da der Autor gerade wegen „querulantisches Irreseins“ inhaftiert worden war.

Wilhelm Grewe, 1971–76 Botschafter in Tôkyô, verdeutlicht in seiner Untersuchung (Japan und Deutschland nach dem Kriege – Parallelen und Divergenzen), daß trotz einer teilweise gemeinsamen Entwicklung (totale Niederlage, Besatzung, Kriegsverbrecherprozesse, Demokratisierung, politische Aufwertung durch die Westmächte im Zeichen des Antikommunismus, politisch-militärische Bindung an die USA, phänomenaler wirtschaftlicher Aufschwung) zwischen beiden Ländern durchaus Unterschiede herrschten. Dazu gehörten z. B. die fast völlige Wahrung der territorialen Integrität Japans, das große Übergewicht der USA gegenüber den anderen Siegermächten und das von Amerika errichtete System einer „indirekten Herrschaft“, die im Gegensatz zu Deutschland in dem Kaiserreich eine Regierung bestehen ließ. Auch Grewe aber geht leider nachlässig mit historischen Fakten um. So war z. B. General Tôjô Hideki nicht etwa „der letzte Kriegspremier“, sondern wurde im Juli 1944 nach dem Fall von Saipan abgelöst. Bis zum Kriegsende folgten noch die Kabinette Koiso und Suzuki. Dieses Funktionieren des verfassungsmäßigen Systems unterschied ja gerade Japan von dem nationalsozialistischen Deutschland.

Trotz der aufgezeigten Schwächen ist der von Kreiner edierte Sammelband ein Schritt in die richtige Richtung, und lobenswerterweise betrachtet der Herausgeber selbst die Diskussion als Anlaß zu weiteren Studien und Bemühungen. Daß in dem Werk mehr Lücken sichtbar werden als geschlossen wurden, ist an sich nicht negativ zu bewerten. Auch der deutliche Niveauunterschied im Vergleich zur amerikanischen Japanwissenschaft

braucht nicht Anlaß zur Resignation zu sein, sondern sollte als Ansporn verstanden werden.

Gerhard Krebs, Tôkyô